

**Holland.** Am 15. August 1926 wurde zu Maastricht der erste javanische Priester Franz Xaver Satiman geweiht. Der Neugeweihte ist 1891 auf der Insel Java geboren und gehört seit 1915 der Gesellschaft Jesu an.

**Belgien.** Generalsekretär Dr Louis-Nachen würdigt im Septemberhefte der „N. M.“ die Verdienste der Katholiken Belgiens um die Missionsfache. Aus der längeren Abhandlung sei nur erwähnt, daß die 18 Missionen des Kongogebietes im Jahre 1924 442.427 Getaufte und 235.832 Katechumenen zählten. Das europäische Missionspersonal bestand 1925 aus 730 Priestern und Brüdern, sowie 243 Schwestern, wovon drei Viertel Belgier sind und ein Viertel Niederländer. Auch das heimatlische Missionswesen steht auf vorbildlicher Höhe.

**Deutschland.** Die Missionstagungen nehmen einen solchen Umfang an, daß die Missionszeitschriften darüber nur mehr in sehr gedrängter Weise berichten können. Die Berichterstatter finden überall eine aufmerksame und dankbare Zuhörerschaft.

**Ungarn.** In Budapest fand die Gründung eines missionsärztlichen Institutes nach dem Muster desjenigen von Würzburg statt.

**Oesterreich.** Die Seligsprechung des zu Damaskus ermordeten Franziskaners Engelbert Kolland wurde in seiner Heimat und in anderen Orten Tirols feierlich begangen.

An der Universität in Salzburg wurde ein Lehrstuhl für Missionswissenschaft errichtet. Als Professor wurde Dr P. Dhm O. S. B. aus Sanft Ottilien in Bayern berufen.

**Sammelstelle.** Bisher ausgewiesen: 788'92 S. Neu eingelaufen: Vom Berichterstatter 10 S für die Universität in Tokio.

Gesamtsumme der bisherigen Spenden: 798'92 S. — Deo gratias! In Anbetracht der großen Notlage vieler Missionen bitten dringend um weitere gütige Spenden der Berichterstatter und die Schriftleitung.

## Kirchliche Zeitläufe.

Von Dr Josef Massarette.

1. Die Beatifizierten von 1926. — 2. Zum Franziskus-Jubiläum. — 3. Neuorientierung des Missionswesens. Sechs chinesische Bischöfe. — 4. Um die Römische Frage.

1. Die Beatifizierten von 1926. Erstmals ist am 31. Oktober 1926 das Fest Jesu Christi des Königs in der ganzen katholischen Kirche gefeiert worden. Papst Pius XI. hat durch seine Enzyklika „Quas primas“ die erhabene Fassung ausgegeben und für das neue Fest den letzten Sonntag vor Allerheiligen bestimmt, nahe dem Schluß des Kirchenjahres, das mit seinen drei Festkreisen den Triumphzug Christi, des Königs der Glorie, versinnbildet. Der Gedanke, daß Jesus der König im Privat- und Familienleben, in den sozialen und kulturellen Verhältnissen ist und alles seinem Reiche sich angliedern muß, ist tiefbegründet in der Hl. Schrift. Wie im Alten Bunde das Volk Israel den Messias als König erwartet, so ist das Königtum Jesu auch die vorherrschende Idee des Neuen Testaments. Allem Anschein nach wird das Fest viel Verständnis finden. An gebiegenen Aufgaben, dies zu erleichtern, hat es in Zeitschriften und Zeitungen gewiß nicht gefehlt. Hier sei auf die



sehr beachtenswerte kurze, aber inhaltsschwere Schrift des Breslauer Universitätsprofessors Dr Kurt Ziesche, „Das Königtum Christi in Europa“, hingewiesen, eine originelle Arbeit, geeignet zu wecken, den Blick für die Wirklichkeit zu schärfen und als Führer zu dienen.

Doppelt angebracht waren neue Seligsprechungen i. J. 1926, wo das Fest Christi, des Königs aller Heiligen, eingeführt wurde und die Zentenarfeier des armen Heiligen von Assisi begann, der als erster stigmatisiert, die Wundmale des Gekreuzigten getragen. Das katholische Weltzentrum war wiederum Schauplatz einer Reihe jener Jubelfeste, deren Ewigkeitshauch stets die treukatholischen Teilnehmer ergreift. Es wurden feierlich seliggesprochen: am 16. Mai André-Hubert Journet, am 23. Jeanne-Antide Thouret, am 30. Bartolomea Capitano, am 6. Juni Jacques Salès und Guillaume Saullemouche, am 13. Lucia Filippini, am 3. Oktober Ghebre Michael, am 10. elf Blutzengen aus der Christenverfolgung von Damaskus (1860), am 17. Okt. 191 Opfer der Pariser Septembermorde und am 31. Noel Pinot. — Hier sei kurz der neuen Seligen gedacht, zuerst der Märtyrer, dann der Bekenner.

Als „Märtyrer der heiligen Eucharistie“ bezeichnen die kirchlichen Akten zwei i. J. 1593 von den Hugenotten in Südfrankreich getötete Jesuiten, denen am 6. Juni die Ehren der Seligen feierlich zuteil wurden; es sind der Priester Jacques Salès und der Laienbruder Guillaume Saullemouche. Ersterer, geb. 1556 zu Lezoux in der Auvergne, lehrte seit 1590 Theologie an der Hochschule von Tournon im heutigen Département Ardèche. Gleich dem schlichten Ordensgenossen, mit dem er des Martertodes gewürdigt wurde, zeichnete Salès sich durch innige Andacht zum heiligen Altarsakramente aus, auch hatte er ein Buch über dieses Geheimnis geschrieben. 1592 ging er, begleitet von Saullemouche, zur Aushilfe für die Adventspredigten nach dem ziemlich nahen Städtchen Aubenas, in welchem der Einfluß des Calvinismus noch stark war, wenn auch die Katholiken es einige Jahre zuvor den Calvinern entrißen hatten. Auf Wunsch des Gouverneurs blieb Salès noch für die folgende Fastenzeit. Da brach der Hugenottenführer Graf Champaubert den beschworenen Waffenstillstand und überfiel am 6. Februar mit starker Mannschaft das ahnungslose Aubenas. Drei kalvinistische Prediger, die sich ihm angeschlossen, verlangten den Tod der beiden Jesuiten, welche sofort festgenommen wurden. Der Prediger Labat erging sich in Schmähungen gegen die katholische Lehre vom Altarsakrament und fing eine Disputation mit dem gefesselten P. Salès an, der ihn glänzend widerlegte. Darüber erbozt, drängte der Fanatiker ungestüm auf Beseitigung seines Gegners. Da aber die Soldaten sich dagegen sträubten, wurden ein adeliger Offizier mit seinen Knechten und Labat zu Henkern. Salès und Saullemouche wurden am 7. Febr. 1593 hingschlagen, nachdem sie bis zum letzten Augenblick furchtlos ihren Glauben an die wirkliche Gegenwart Christi in der Eucharistie bekannt. Noch in der Schändung ihrer Leichen suchte der niedrigste Religionshaß Befriedigung.



191 Opfer der Pariser Septembermorde 1792, von denen durch eingehende, sich auf jeden einzelnen erstreckende Untersuchung feststeht, daß sie getödet wurden, weil sie Gott und der Kirche nicht untreu werden wollten, sind am 17. Oktober feierlich beatifiziert worden. Als „purpurrote Menge“ hat Pius XI. jene für ihren katholischen Glauben gefallenen Bekenner gefeiert. Vertreter fast aller Grade der kirchlichen Hierarchie figurieren in der glorreichen Liste. Drei Bischöfe, nämlich Jean-Marie du Lau, Erzbischof von Arles, François-Joseph de La Rochefoucauld, Bischof von Beauvais und dessen Bruder Pierre-Louis, Bischof von Saintes, Generalvikare, Pfarrer, Kapläne, Professoren, einige Diakone, ein einfacher Kleriker; sie gehörten mehr als 70 französischen Diözesen an. Daneben Angehörige einer Reihe religiöser Orden, Benediktiner mit dem berühmten Chevreu, Generalabt der Kongregation von Saint-Maur, Viktorianer, Genovesaner, Picpusväter, Franziskaner-Konventualen, Kapuziner, auch ein Schweizer Kapuziner, Apollinaris Morell, geb. 1739 zu Posat unweit Freiburg, der im eigenen Vaterlande Unbill und Schmähung mit heroischem Starkmut ertragen, dann einige Zeit in der Pariser Pfarrei Saint-Sulpice 5000 Gläubige deutscher Zunge betreut hatte. Ferner Minimien, Jesuiten, Lazaristen, Sulpizianer, Gudisten, Doktrinarien, ein Priester des Pariser Missionsseminars, ein Schulbruder sowie mehrere Laien. Die betr. Geistlichen hatten den Eid auf die von Pius VI. verworfene Zivilkonstitution des Klerus verweigert. Die meisten waren eingekerkert im Karmeliterkloster, andere in der Abtei Saint-Germain-des-Prés, im Gefängnis La Force, im Seminar Saint-Firmin, bis am 2. Sept. 1792 etwa 150 gedungene Mörder auf die Gefängnisse, in denen auch viele Royalisten aus dem Laienstande ihres Schicksals harrten, losgelassen wurden, um sie zu „säubern“. Im Karmeliterkloster und in der Abtei inszenierte man die Komödie eines von Maillard präsidirten Tribunals, wobei jeder einzelne Priester gefragt wurde, ob er geschworen habe. Unter den von entmenschten Bestien hingeschlachteten 1500 Personen mögen sich an 225 Geistliche befunden haben. Es gab auch unbekannt gebliebene Opfer aus dem Klerus; ihre Zahl kennt Gott allein. — Unverändert ist im einstigen Karmeliterkloster der Rue de Vaugirard, das heute das Institut catholique beherbergt, die Stätte der entsetzlichen Mezelei geblieben. Noch sieht man dort Blutflecken der Märtyrer. 1867 ließ der Erzbischof Msgr. Darboy ihre Ueberreste aus dem Klostergarten in die Krypta der Kirche übertragen. Eine Inschrift besagt, daß die Bekenner gemordet wurden, weil sie den Tod der Verletzung von Gottes Gesetz vorgezogen. — Im Seligsprechungsprozeß waren 213 vorgeschlagen worden; davon wurden einstweilen 22 ausgeschieden, bis zuverlässige Belege beigebracht wären.

Die Septembermorde waren der Auftakt zu einer erbarmungslosen Verfolgung, die dem auf Ausrottung des Christentums hinielenden Vorgehen eines Nero, Diokletian und Julian nicht nachsteht. Mit ausgesuchter Grausamkeit wüteten die revolutionären Gewaltmenschen besonders in den Landschaften, wo, wie in der Vendee, die am Glauben



der Väter hängende Bevölkerung entschlossen war, sich nicht alles gefallen zu lassen. Scharen von Priestern und Ordensfrauen endeten auf dem Schafott. Am 21. Febr. 1794 wurde zu Angers der Pfarrer Noel Pinot (geb. 1747), der wegen seiner grenzenlosen Nächstenliebe von Tausenden hochgeschätzt war, zum Tode geführt. Als Pfarrer von Louroux-Béconnais hatte er auf der Kanzel mit einer herrlichen Erklärung den Eid auf die Zivilkonstitution verweigert und übte dann, Tag und Nacht von Dorf zu Dorf gehezt, sein Priesteramt aus, bis er den Schergen in die Hände fiel. Zum Tode verurteilt, vernahm er, daß man ihm freistellte, in Albe und Meßgewand zum Schafott zu schreiten. Er war damit gerne einverstanden, da er auch äußerlich bekunden wollte, daß er bis zum letzten Augenblick das Glück empfand, Priester Christi zu sein. Auf dem weiten Weg zur Hinrichtung schien er versunken in Gedanken der Ewigkeit. Die Heiterkeit der Auserwählten strahlte auf seinem Antlitz. Die Guillotine stand genau an der Stelle des Hauptaltars der auf Jakobinerbefehl niedergehenden Kirche Saint-Pierre. Das Meßgewand wurde ihm, weil hinderlich, abgenommen, aber mit der Albe angetan bestieg er mit gebundenen Händen das Gerüst, indem er, gleichsam um seine letzte Messe zu beginnen, ausrief: „Introibo ad altare Dei!“ Wenige Augenblicke danach war sein Opfer vollendet. Noel Pinot, der nach dem Worte Pius' XI. als „Märtyrer einer besonderen Hingebung an die heilige apostolische Kirche und den Papst“ sein Leben hingegeben, wurde am 31. Oktober in die Liste der Seligen eingetragen.

Im Jahre 1841 bewunderte ein etwa 50jähriger abessinischer Priester in Rom die gewaltige vatikanische Basilika. Als Monophysit stand er außerhalb der katholischen Kirche, suchte aber seit Jahren aufrichtig die Wahrheit. Wer hätte ahnen können, daß der schlichte braune Fremdling, namens Ghebre Michael, dereinst in demselben Petersdom die Ehre der Altäre erhalten würde? — Er hatte sich sittlich ganz rein bewahrt, als er mit 25 Jahren in seinem Vaterlande Mönch wurde. Bald erlangte er den Ruf ungewöhnlicher Gelehrsamkeit, so daß viele Schüler sich um ihn scharten. Allmählich wurde ihm klar, daß, wenn die abessinische Kirche die monophysitische Lehre vertrat, wonach die menschliche Natur Christi in der göttlichen aufgegangen sei, sie den alten Glauben bezüglich des Zentraldogmas des Christentums aufgegeben hatte. Nachdem er 1844 feierlich in die katholische Kirche aufgenommen worden, war er zunächst eifrig tätig im Interesse der Ausbildung eines einheimischen Klerus. 1851 empfing er selbst die heilige Priesterweihe. Um dieselbe Zeit gelang es dem Ras (Statthalter) Rassa, die Provinzen Amhara, Tigre und Schoa unter seine Macht zu bringen, 1854 machte er sich zum Alleinherrscher. Der Tyrann, der sich am 12. Febr. 1855 als Kaiser (Negus Negesti) Theodor II. krönen ließ und von allen Abessiniern unter Androhung der Todesstrafe das monophysitische Glaubensbekenntnis forderte, wollte um jeden Preis seinen berühmten Landsmann Ghebre Michael zum Abfall zwingen. Derselbe hatte bereits früher in dunklem Kerker für seinen katholischen Sinn gebüßt. Nunmehr bekam er grausame Tortur



zu leiden. Tagelang mußte er bewegungslos aushalten, die Beine in ein Marterholz eingeklemmt. Wiederholt wurde er so unmenschlich gezeißelt, daß Fleischstücken in die Blutlache fielen. Mitten in den Qualen rief er: „Ich glaube alles, was die römisch-katholische Kirche zu glauben vorstellt. Mein Gott, stärke mich und nimm mich auf ins Paradies!“ Im Mai 1855 verurteilte der Biterich sein unschuldigtes Opfer zum Tode durch Erschießen. Wurde auch infolge einflußreicher Fürsprache das Urteil nicht vollstreckt, so kam doch neue Peinigung über Ghebre Michael, bis er am 28. August mit 64 Jahren vor Entkräftung tot nieder sank. Am 3. Okt. 1926 ist er selig gesprochen worden, ein Blutzeuge für die volle Wahrheit der Menschwerdung des Sohnes Gottes.

Am 10. Oktober fand die feierliche Beatifikation von elf Märtyrern statt, die in der Nacht zum 10. Juli 1860 zu Damaskus in der großen Christenverfolgung um des Glaubens willen von Mohammedanern getötet wurden, nämlich acht Franziskaner und drei maronitische Laien, die Brüder Massabki. Von den Franziskanern sind sieben Spanier, einer ist Oesterreicher, P. Engelbert Kolland aus Ramsau im Zillertal (Tirol), geb. am 21. Sept. 1827; er war zuletzt Kaplan der arabischen Katholiken in Damaskus.

Der am 16. Mai seliggesprochene französische Pfarrer André Hubert Journet (1752 bis 1834) gehörte einer begüterten Familie der Diözese Poitiers an. Seine treffliche Mutter gab ihm eine tiefreligiöse Erziehung, verhehlte auch dem heranwachsenden Sohne ihren Herzenswunsch nicht, ihn dereinst als Priester zu sehen. Der Knabe fühlte aber keine solche Neigung; freimütig schrieb er in ein Buch: „Dieses Werk gehört dem A. H. Journet, einem guten Jungen, der jedoch nicht Mönch oder Weltpriester werden will.“ Einige Zeit lockte ihn die militärische Laufbahn, dann studierte er Jurisprudenz, entschloß sich schließlich aber für den geistlichen Beruf. 1776 geweiht, wurde er 1781 Pfarrer in Maillé als Nachfolger seines Oheims. Eines Tages erwartete Journet in seinem Speisezimmer Gäste, als ein Bettler eintrat. Der Hausherr reichte ihm ein Stück Brot. Da jedoch der Arme stehen blieb, wohl in der Hoffnung auf klingende Münze, sagte Journet, er habe in diesem Augenblick kein Geld. „Wie!“ rief der andere ungläubig aus, „Sie hätten kein Geld, wo doch auf Ihrem Tisch Silbergeschirr glänzt!“ Diese dreiste Aeußerung machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Pfarrer. Er zog sich auf zehn Tage in die Einsamkeit zurück und erkannte nun die Wahrheit des Wortes, daß im Reiche Gottes „alle Herrlichkeit von innen“ ist. Wie umgewandelt kehrte er in seine Pfarrei zurück, beherrscht von dem Gedanken an den unvergänglichen Wert der übernatürlichen Güter. Seinem priesterlichen Wirken, getragen von Gebetsgeist und Bußstrenge, wurden denn auch außerordentliche Erfolge zuteil. 1791 verweigerte Journet den Eid auf die Zivilkonstitution des Klerus und wanderte auf den Rat seines Bischofs nach dem spanischen Grenzgebiet aus, nachdem über die eidweigernden Geistlichen die Verbannung verhängt worden war. Im Sommer 1797 kehrte er in die Heimat zurück, wo noch während



zwei Jahren die Verfolgung nichtkonstitutioneller Priester fortbauerte. Unbekümmert um die ständige Gefahr, übte er im geheimen eine eifrige Seelsorge aus. Erst nach Abschluß des Konkordats konnte Journet sich wieder in Maillé niederlassen. Er nahm sich auch der Nachbarpfarrei Béhines an und ließ dort durch ein vornehmes frommes Fräulein, Elisabeth Vichier des Ages, eine Mädchenschule gründen. Diese opferfreudige Dame widmete sich ebenfalls der Krankenpflege. Um sie scharten sich bald einige gleichgesinnte Jungfrauen. Aus dieser von Journet geleiteten Vereinigung zur Betreuung der Kranken und zum Unterricht der Kinder entstand, als 1807 der Bischof von Poitiers die Ablegung der Gelübde gestattete, die Kongregation der Filles de la Croix. 1820 resignierte Journet als Pfarrer, um der vielversprechenden Genossenschaft seine letzten Kräfte widmen zu können. Er starb am 13. Mai 1834 mit 82 Jahren. Als 1838 die Schwester Elisabeth Vichier, die erste Generaloberin, aus dieser Zeitlichkeit abberufen wurde, zählte die Kongregation der „Kreuzschwestern vom hl. Andreas“ bereits 100 Niederlassungen. Um 1880 waren 2700 Schwestern in 400 Hospitälern, Waisenhäusern, Kindergärten und Elementarschulen tätig. Es ist zu erwarten, daß bald auch der ehrwürdigen Dienerin Gottes Elisabeth Vichier die Ehre der Ältäre zuerkannt werden wird.

Der Name der am 13. Juni seliggesprochenen Lucia Filippini bleibt verbunden mit einer Genossenschaft von Schulschwestern, die heute in Rom außer dem Mutterhause eine Reihe von Niederlassungen und auch solche in anderen Provinzen Italiens sowie in Amerika hat. 1672 in Corneto Tarquinia (Prov. Rom) geboren, wurde Lucia im zartesten Kindesalter Doppelwaise. Oheime nahmen sich ihrer an. Es war ein Gnadenkind, dessen Auserwählung nicht unbekannt bleiben konnte. kaum zehnjährig, begann sie im Auftrag des Pfarrers andere Kinder in den Grundwahrheiten der Religion zu unterrichten. Das tat sie, reichsten Segen stiftend, jahrelang, denn sie verstand es, mit Herz und Sinn über die heiligen Dinge zu reden und an die Unterweisung eine eindringliche Nutzenwendung zu knüpfen. Lucia zählte 16 Jahre, als Marcantonio Barbarigo, der 1640 in Venedig einem der angesehensten Geschlechter entsprossene Bischof von Montefiascone, auf seiner ersten Visitationsreise in Corneto die Geschicklichkeit der jungen Katechetin bewundern konnte. Da ihm sofort klar war, daß hier ein hoher Beruf vorlag, bot er dem Mädchen die Möglichkeit weiterer Ausbildung im Klarissenkloster zu Montefiascone. Lucias Streben nach Vollkommenheit wurde für die Schwestern geradezu vorbildlich. Barbarigo, eine Zierde des Kardinalkollegiums, ein Oberhirt von unbegrenztem Seeleneifer, unglaublicher Bußstrenge und nimmermüdem Wohltätigkeitsinn, beschloß, für seine Diözese eine Genossenschaft von Schulschwestern ins Leben zu rufen, deren erstes Mitglied Lucia Filippini sein sollte. Der Bischof selbst bestimmte die Ordensstracht und entwarf die Regel. Lucia stellte ihre ganze erstaunliche Energie in den Dienst der edlen Sache. An sie als Oberin schlossen sich zahlreiche ideal veranlagte und gebildete Jung-



frauen an, bereit, dem Unterricht der Kleinen ihre Kräfte zu widmen. Als Barbarigo 1706 im Rufe der Heiligkeit starb, hatte er die Gemütung, daß in einer Reihe von Städten gutbesuchte Schulen seiner Stiftung blühten. In Rom gründete Lucia 1707 auf Wunsch des Papstes Clemens XI. im Rione Monti eine Schule, deren Mustergültigkeit bald allgemein gepriesen wurde. Dort erhielt 70 Jahre später die mystisch hochbegnadete sel. Anna Maria Taigi (1769 bis 1837) den Primärunterricht. Mit der Leitung der jungen Genossenschaft erschöpfte sich die Tätigkeit der Filippini nicht. Zur selben Zeit, da der hl. Leonhard von Porto Maurizio durch seine erschütternden Bußpredigten ungezählte Sünder bekehrte, wirkte Lucia vielerorts durch hinreißende Ermahnungen auf die Frauenwelt höchst segensreich ein. Schwere Anfeindungen und harte Heimsuchungen blieben ihr nicht erspart. Während ihrer letzten Jahre quälte sie der Brustkrebs schrecklich, ohne daß man je ein Wort der Mitleid aus ihrem Munde hörte. Sie starb am 25. März 1732 um die Mittagsstunde, wie sie am 19. vorhergesagt hatte. Die Genossenschaft der „Maestre Pie Filippini“ macht dem Geist ihrer ersten Oberin alle Ehre.

Jeanne Antide Thouret, Stifterin der Barmherzigen Schwestern von Besançon, die heute in 997 Häusern und Anstalten, verteilt auf 582 Diözesen, tätig sind, ward 1765 in Sancey (Franche-Comté) geboren als Tochter einer einfachen, achtbaren Familie. Mit 22 Jahren um Aufnahme bei den Vincentinerinnen in Langres bittend, erklärte die Jungfrau: „Ich möchte Ordensschwester werden, nicht um Ungemach und Trübsal zu entgehen, sondern damit ich lerne, wie man in verdienstlicher Weise leidet, und damit ich mich heilige.“ Ihrer Devise „Gott die Ehre, mir die Mühseligkeit“ blieb sie in verschiedenen Klöstern und Krankenhäusern unter höchst schwierigen Verhältnissen treu. Die Aufhebung ihrer Kongregation während der Revolution nötigte sie zur Heimkehr. Nachdem sie einige Zeit in der Schweiz ihren Opfersinn betätigt, eröffnete sie 1799 in Besançon eine Schule für dürftige Mädchen, sowie ein kleines Krankenhaus, da einige gleichgesinnte Jungfrauen sich ihr beigesellt hatten. Aus dieser karitativen Vereinigung ging bald eine Kongregation hervor, die rasch aufblühte. 1810 reiste J. A. Thouret mit acht Schwestern nach Neapel zur Gründung einer Niederlassung. Dort starb 1826 die Generaloberin, deren Leben manche wunderbaren Vorgänge aufweist. Am hohen Pfingstfest 1926 fand die feierliche Beatifikation der Gottesbraut statt, deren Nächstenliebe Pius XI. 1922 als riesenhaft gepriesen hat.

Die im 27. Lebensjahre aus dieser Zeitlichkeit abberufene „Lilie von Loreto“, Bartolomea Capitanio (1807 bis 1833), entstammte einer einfachen Kaufmannsfamilie am Iseo-See (Oberitalien). Das begabte liebreizende Kind fand seine Freude darin, Kameradinnen in den religiösen Wahrheiten zu unterrichten. So widmete sich Bartolomea, die eine besonders innige Andacht zum hl. Moysius hegte, mit Zustimmung ihrer geistlichen Oberen allmählich einem Apostolat der Jugend.



Die edelsinnige Caterina Gerosa stellte ihr Wohnräume zur Verfügung, in welchen die Selige eine Kongregation von „Schwestern der Liebe“ gründete, bestimmt, vor allem sich der Kinder des Volkes anzunehmen. Bald hatte sie, die erste Oberin, 300 Mädchen unter ihrer Obhut. Jung sterbend hinterließ sie eine reiche Liebesaat, die prächtig aufging. Die Kongregation, deren zweite Oberin C. Gerosa war, zählt heute in Italien viele Tausende von Schwestern und Schülern, hat auch bereits tüchtige Kräfte für die Mission geliefert. Am 30. Mai wurden der Stifterin im Petersdom die Ehren der Seligen zuteil.

2. Zum Franziskus-Jubiläum. Gemäß Verfügung des Hl. Vaters begann am 1. August offiziell die 7. Zentenarfeier des großen Volksheiligen von Assisi, der am 4. Okt. 1226 heimgegangen. Bereits im März hatte Pius XI. in einem Schreiben an Luigi Colombo, Präsident des Zentralausschusses der „Katholischen Aktion“ in Italien, gemahnt, den Festveranstaltungen „jenen Charakter der Frömmigkeit und Religiosität zu geben, der zur Gesinnung der Buße und der Versöhnung, der Heiligung und des Friedens ruft, aus welcher der franziskanische Geist hervorgegangen ist“. Allenthalben wurde und wird Franz hoch gefeiert. Genießt er doch, wie kaum ein zweiter Heiliger, allgemeine Verehrung und übt immer noch eine Anziehungskraft aus, mit der kein anderer sich zu messen vermag. Er, der Heros der Gottes- und Nächstenliebe, die den wesentlichen Inhalt der Vollkommenheit ausmacht, liebte nicht nur die Menschen, sondern jegliche Kreatur als Geschöpf Gottes, als Wegweiser zu Gott.

In seiner herrlichen Enzyklika „Rite expiatis“ vom 30. April wies Pius XI. die katholische Welt auf Franziskus hin: „Nicht nur zum Besten seiner stürmischen Zeitepoche, sondern zur Erneuerung der christlichen Gesellschaft aller Zeiten schenkte uns die göttliche Vorsehung diesen Mann.“ Höchster Lobpreis wird ihm da gespendet mit den Worten: „Kein Heiliger scheint das Abbild Christi unseres Herrn und das Vorbild evangelischen Lebenswandels reiner und ausgeprägter widerzuspiegeln als Franziskus. Deshalb ist er, der sich, ‚Herold des großen Königs‘ zu nennen pflegte, mit Recht ‚zweiter Christus‘ genannt worden, weil seine Zeitgenossen und alle darnach kommenden Geschlechter ihn gleichsam als neu erschienenen Christus betrachteten. Deshalb haben wir ihn auch heute noch lebendig vor Augen und er wird für alle Zukunft weiterleben.“ Als Mann der Tat aus Gott und für Gott ließ Franz in seiner Person das Evangelium in Erscheinung treten. Nach dem Beispiel des Heilandes sich opfern in Armut und Demut ist Inhalt und Form seines Lebens, das, vom katholischen Kirchenglauben durchtränkt, nur vom wirklichen Katholiken voll und richtig verstanden wird.

Der vom Armen von Assisi ausgegangenen Bewegung scheint das Jubiläum neuen Aufschwung und frische Kraft zur Welterneuerung zu bringen. Träger seiner fruchtbaren Gedanken, die während der Jahrhunderte unsagbar viel Gutes hervorbrachten, ist zunächst der erste Orden mit den drei Zweigen der Franziskaner, Kapuziner und Konventualen,



immer noch der stärkste Missionsorden, wie ja auch Weltseelsorge das Ideal des Stifters war. Wunderbar rein hat der Geist des seraphischen Heiligen sich erhalten im zweiten Orden der in strengster Armut täglich ihr Lebensopfer erneuernden Klarissen. Zeitgemäß ist vor allem auch der dritte Orden für jene, die außerhalb von Klostermauern das demütige, liebebeefüllte Heilandsleben nachahmen möchten. Leo XIII. hat wiederholt betont: „Die Wiedergeburt und das Gedeihen der sozialen Ordnung erwarte ich nur von der Tätigkeit des dritten Ordens.“ Mehr als je hat er heute ein Apostolat auszuüben. Wird auch nicht von seinen Mitgliedern Besitzlosigkeit gefordert, so müssen sie doch bestrebt sein, nach dem Geiste evangelischer Armut im Gebrauch aller zeitlichen Güter maßzuhalten und über alle Bildungs- und Kastenstranken hinweg den Menschen ihr Bestes zu geben, die Liebe.

Auch Nichtkatholiken und Ungläubige preisen nicht selten den heiligen Franz. Doch nicht als treuen Sohn der Kirche, der die verwahrloste Welt für das Ewige gewinnen wollte, lassen sie ihn gelten; ihnen ist er vornehmlich Naturschwärmer, Philanthrop und Poet. Daß er irdisches Gut verachtete, darin vermögen sie höchstens einen „genialen Irrtum“ zu erblicken. Und doch ist dies das Grundlegende im Leben und Wirken des hl. Franz, wie Heinrich Federer in seiner kleinen Schrift „Der heilige Habenichts“ immer wieder betont. „Durch nichts hat Franz von Assisi seine Zeitgenossen so gewaltig ergriffen und aufgerüttelt wie durch seine ungekünstelte Liebe zur Armut.“ Darin liegt die Erklärung seines heilenden, hebenden, heiligenden Einflusses auf die Menschheit. Wie sieht es heute in der Welt aus? Es ist, um mit Federer zu reden, „dem Widerfacher, der nachts durch die Menschenfelder geht, mit Hilfe unserer Faulheit und Teilheit gelungen, eine Weltatmosphäre zu schaffen, noch viel gieriger und metallfräziger als Anno 1200. Und darum haben wir den hl. Franz so hochnötig wie damals, den Liebhaber und Liebsinger und Praktiker der Armut, den Rufer nach Einfachheit und Einfalt“. Soll die franziskanische Jubiläumsfeier welt- und lebenserneuernd wirken, so muß dabei die Armutspredigt des Poverello laut ertönen und verstanden werden, damit wenigstens die übertriebene Sucht nach Gewinn und Genuß eingedämmt werde. Möge die Erinnerung an ihn, der selber voll Herzensfrieden Frieden verkündete und bewirkte, durch Befriedung der Herzen die Völkerbefriedung nachhaltig fördern!

3. Neuorientierung des Missionswesens. Sechs chinesische Bischöfe. In eindrucksvollen Bildern und Statistiken zeigte die vatikanische Missionsausstellung des Hl. Jahres, welch gewaltige Arbeit unter den mehr als 1000 Millionen Heiden noch zu tun bleibt. Auf diese Tatsache hat Pius XI. in seiner offiziellen Ansprache anlässlich der Schließung der Ausstellung und besonders in der hochwichtigen Missionsenzyklika „*Rerum Ecclesiae gestarum*“ vom 28. Februar 1926 hingewiesen. Wie der Statthalter Christi betont, läßt ihm der Gedanke, daß noch eine Milliarde Menschen dem Heidentum angehört, keine Ruhe. Rein Katholik darf sich der Pflicht, am Weltapostolat teilzunehmen,



entziehen; ein jeder möge nach Kräften mitwirken, daß jene, die noch in der Finsternis des Aberglaubens leben, im wahren Christuszglauben unterrichtet werden. Der Papst gibt kraft seiner obersten Hirten Gewalt eine Reihe bedeutsamer Anweisungen zur Entfaltung und teilweisen Neuorientierung des Missionswesens. Vornehmlich ist für die Heranbildung eines tüchtigen eingeborenen Klerus zu sorgen und wird die Schaffung einer einheimischen Hierarchie ins Auge gefaßt. Nach der Ueberzeugung des Hl. Vaters sind die Missionen, als solche gekennzeichnet durch das Vorderrschen fremder Elemente, nicht bestimmt, immer Mission zu bleiben, wie das Kind nicht immer Kind bleibt. Es ist daher sehr erwünscht, daß geeignete Oberhirten und Geistliche in genügender Zahl aus der einheimischen Bevölkerung hervorgehen. Der Papst wendet sich in seinem Rundschreiben gegen die Meinung, solche Priester seien ausschließlich dafür da, den europäischen Missionären untergeordnete Dienste zu leisten und deren Tätigkeit einigermaßen zu ergänzen. Auf die Frage, was denn das Ziel der Missionsarbeit sei, antwortet er: „Doch nur die Kirche Christi an zahllosen Orten zu gründen und zu erhalten. Und aus was für Bausteinen wird heutzutage die Kirche im Heidenlande aufgeführt? Doch aus all jenen, aus denen sie einstmals bei uns entstand, nämlich aus Volk und Klerus des betr. Landes, aus bodenständigen Ordensmännern und Klosterfrauen. Warum denn sollte man es dem einheimischen Klerus verwehren, seine eigene Heimatscholle zu bebauen, d. h. seine Landsleute zu betreuen?“

In bezug auf die Kultur ihrer Bevölkerung und die Entwicklung ihres nationalen Klerus zeichnen die Missionsländer des fernen Ostens sich aus und scheinen daher berufen, die ersten auf diesem Wege zu sein. Indien erhielt 1923 erstmalig einen eingeborenen Kirchenfürsten in der Person des Jesuiten Msgr. Roche, Bischof von Tuticorin. 1926 kam die Neuorientierung dem Reiche der Mitte zugute, wo bei einer katholischen Bevölkerung von rund 2,200.000 Seelen 1070 chinesische Priester und 1481 fremde Missionäre wirkten, aber noch kein Chinese zur Bischofswürde erhoben war. An die dort tätigen Apostolischen Vikare und Präfecten richtete der Papst im Frühjahr ein durch praktische Ratschläge ausgezeichnetes Schreiben über Chinas Missionierung. Auch wollte er persönlich sechs bewährte chinesische Geistliche, wovon fünf Ordensleute, zu Nachfolgern der Apostel weihen und ihrer Obforge ausgedehnte, zum Teil neugebildete Sprengel anvertrauen. Vom Apostolischen Delegaten in China, Msgr. Costantini, nach Rom geleitet, empfingen sie dort aus der Hand des Hl. Vaters in St. Peter die Fülle des Priestertums am 28. Oktober, dem Tage, wo 1919 Msgr. Ratti, der glorreich regierende Papst, zum Bischof geweiht worden. Es sind Philipp Tschao, Titularbischof von Baga, Apost. Vikar von Suanhwasu; der Franziskaner Odorich Tcheng, Titularbischof von Cotenna, Apost. Präfect von Puchi; der Lazarist Melchior Suen, Titularbischof von Esbon, Apost. Präfect von Lihien; der Franziskaner Ludwig Tschien, Titularbischof von Attuda, Apost. Vikar von Tsenyang; der Lazarist Josef Hu, Titularbischof von



Theodosiopolis, Apost. Vikar von Taichow und der Jesuit Simon Tsu, Titularbischof von Cesvi, Apost. Vikar von Haimen; die drei letztgenannten Vikariate sind im Mai und Juli neu geschaffen worden.

Nach dem Weiheakt beglückte der Papst die neuen Bischöfe mit einer lateinischen Ansprache, worin es u. a. heißt: „Wir können nicht die innere Freude zurückhalten, von der Wir ganz durchdrungen sind, da Wir zum erstenmal hier in Rom beim römischen Papste Bischöfe des einheimischen Alerus Chinas sehen, bestellt, Apostolische Vikariate zu leiten und bestimmt, unter ihre Landsleute den katholischen Glauben zu tragen und unter ihnen das Reich Jesu Christi auszubreiten. Es ist dies ein wahrhaft heilsamer Entschluß, den Wir heute verwirklichen können, von dem Wir wünschen und zuversichtlich hoffen, daß Wir ihn mit Gottes Hilfe nach und nach auch in anderen Gebieten durchführen können. Wir riefen euch in der Tat nach dieser Stadt, Mittelpunkt der katholischen Religion, um in der erhabenen Majestät dieses dem hl. Petrus geweihten Tempels euch zu konsekrieren, die ihr die Erstlinge seid, die ersten Sprossen des chinesischen Episkopates, ausgestattet mit der bischöflichen Würde und geschmückt mit der hl. Inful . . . Petrus hat euch mit seiner ganzen Liebe aufgenommen, die ihr keine geringe Hoffnung für die Ausbreitung des katholischen Glaubens unter euren Mitbürgern gewähret. Und diese Mitbürger, die mit euch das Vaterland gemeinsam haben und jene unermesslichen Länder bewohnen — wo seit dem fernsten Altertum Wissenschaften und Künste blühten —, haben einmütig die Absicht des Hl. Stuhles belobt . . . In dieser feierlichen Stunde kann mit gutem Recht das Christuswort auf euch Anwendung finden, die ihr nun Stellvertreter Christi seid: 'Erhebet euer Angesicht und betrachtet das Land — euer ungeheures Land —, das schon reif ist zur Ernte!' Und jenes andere Wort: 'Gehet auch ihr in meinen Weinberg!' Und endlich: 'Gehet, prediget, unterrichtet, segnet, denn ich habe euch auserwählt, damit ihr hingehet und Früchte traget und eure Frucht sei von Dauer. So geschehe es.'“

Der 28. Oktober 1926 bezeichnet den Beginn einer neuen religiösen Ära für das Riesengebiet und überhaupt einen Wendepunkt in der Missionsgeschichte. Abgesehen von einem zu erhoffenden Aufblühen des Katholizismus in China ist zu erwarten, daß die Aufnahme chinesischer Priester in den Episkopat die offizielle Anerkennung der katholischen Hierarchie durch die chinesischen Behörden erleichtern wird.

4. Um die Römische Frage. In dem bedeutsamen Schreiben Pius' XI. an den Kardinalstaatssekretär Gasparri vom 18. Febr. 1926 heißt es, daß „kein gesetzmäßiges Abkommen (zwischen dem Hl. Stuhl und der italienischen Regierung) erfolgt ist noch erfolgen kann oder erfolgen wird, solange die dem Hl. Stuhle bereitere ungerechte Lage andauert“. Bald nachher begannen in Italien der Kirche fernstehende Blätter und Kreise sich mit dem Wesen und den Lösungsmöglichkeiten der Römischen Frage eifrig zu beschäftigen, wobei vielfach außeracht gelassen wurde, daß es sich nicht um eine bloße inneritalienische An-



gelegenheit handelt, wohl aber das schwierige Problem internationalen Charakter hat. Auch ein Teil der katholischen Presse glaubte an die Wahrscheinlichkeit eines bevorstehenden Konkordats, obwohl der eben zitierte, mittelbar an die italienischen Machthaber gerichtete Satz eine solche Abmachung vor einer wirklichen Lösung der immer noch brennenden Frage ausschließt. Die Berechtigung der im Sommer verbreiteten englischen und amerikanischen Pressemeldungen über die konkrete Absicht der Mussolinischen Regierung, zu einer Lösung zu gelangen, war nicht erkennbar.

Daß sich immerhin manches geändert hat, bewies die letzte Feier des 20. September. Während früher, als noch die Freimaurerei vielfach den Ton angab, der Jahrestag der Einnahme Roms geräuschvoll unter rohen Schmähungen gegen den Vatikan begangen wurde, verzichtete man diesmal auf Festzug und Reden. Was blieb, genügte freilich, die Erinnerung an die ungelöste Frage wachzuhalten. — Ein Zeitartikel des „Osservatore Romano“ vom 20./21. Sept., betitelt „Die Unabhängigkeit des Papstes im Mémorial de Ste-Hélène“ kommentiert eine beachtenswerte Äußerung des entthronten, verbannten Kaisers Napoleon vom 17. April 1816 und bemerkt zum Schluß: „Im gewaltigsten Geist, im klaren Blick des größten Staatsmannes der Neuzeit bedeutet der Raub der weltlichen Herrschaft des Hl. Stuhles Unterwerfung der religiösen Gewalt unter die Zivilgewalt, Herabwürdigung der Kirche zum Schemel der Hegemonie einer irdischen Macht, so daß die Religion, weit entfernt, dadurch ‚gereinigt‘ zu werden, zur Sklavin der Politik gemacht wird. Menschlich gesprochen wäre das — wenn’s eben möglich wäre — der Niedergang, das Ende der Größe des Katholizismus in der Welt.“

Daß der Konflikt eines einzelnen Staates, Italiens, mit einem universalen Prinzip göttlichen Ursprungs, welches die ganze Welt anerkannt hat, dem Prinzip der Unabhängigkeit der katholischen Kirche und ihres Oberhauptes, im Laufe der Jahre nicht erloschen ist, hat dasselbe päpstliche Organ am 26. Sept. mit folgenden Worten wieder einmal festgestellt: „Wiederaufleben der Diskussionen über die Römische Frage. — Die Studien und Erörterungen über die sogenannte Römische Frage erfuhren in letzter Zeit eine bemerkenswerte Neuaufmachung. Allenfalls bekunden sie ein stärkeres Bewußtsein der Wirklichkeit und Bedeutung eines Problems, das der Liberalismus noch vor wenigen Jahren als endgültig gelöst ansah. Es braucht hier nicht näher eingegangen zu werden auf die in Zeitungsartikeln, Zeitschriften und Broschüren geäußerten mancherlei Meinungen, verschiedenartigen Vorschläge und Gesichtspunkte. Hier werden wir uns mit der Bemerkung begnügen, daß die seit 56 Jahren dem Hl. Stuhl geschaffene Lage leider noch immer wesentlich unverändert ist. Ohne hier die fundamentalen Prinzipien und Rechtsgründe zu wiederholen, die immer gegen das Garantiegesetz geltend gemacht wurden, bleibt z. B. die Tatsache bestehen, daß der Papst nur den Nießbrauch der apostolischen Paläste hat, belastet mit deren Bewachung, d. h. mit der Verantwortung für die



darin aufbewahrten Kunst- und wissenschaftlichen Schätze. Demgemäß hat der Stellvertreter Jesu Christi, das erhabene Oberhaupt einer göttlichen, vollkommenen und daher souveränen Gesellschaft, die seit zwanzig Jahrhunderten Millionen geistiger Untertanen in der ganzen Welt zählt, nicht einmal seine Wohnung als Eigentum, wo er doch Vertreter aller Staaten, Pilger aller Völker empfängt und bewirtet, in deren Augen er juridisch nur als ein ‚Geduldeter‘ im Rom des hl. Petrus erscheint. Es genüge zu erinnern, daß die Privilegien und Immunitäten, die ihm zugestanden sind, unter jenen stehen, deren sich die Mitglieder des bei ihm akkreditierten diplomatischen Korps erfreuen; ein jedes genießt den Schutz des internationalen Rechtes, ist Herr im eigenen Hause oder kann es sein. Es ist dies eine unleugbare Tatsache, die, wenn sie auch nur eine Einzelheit in dem ganzen Komplex der unerträglichen Lage bildet, dennoch mit charakteristischer Eindringlichkeit dem gesunden moralischen und politischen Sinn eines jeden richtigen Gewissens die nicht allein rechtliche, sondern auch praktische Unerträglichkeit der Lage verständlich macht. Wir beschränken uns zu verlangen, daß man objektiv und ehrlich nachdenke über diese Erwägungen. Denn das sind wir gewiß, der zwingende Schluß wird sein, daß der gegenwärtige Stand der Frage nicht dem Recht und der Würde einer wirklichen und offensichtlichen Unabhängigkeit entspricht, wie sie mit der universellen geistigen Mission innig verbunden ist.“

Auf diese offiziöse Note erwiderte Arnaldo Mussolini, Bruder des Diktators, im „Popolo d' Italia“, das Recht auf Eigentum am vatikanischen Palast sei nur eine Detailfrage, der italienische Staat nehme niemandem, was ihm gehöre. — Bis jetzt hat aber der Staat das Geraubte behalten und das Garantiegesetz in Kraft gelassen, das Werk von Gewalthabern, die, nachdem sie den hl. Vater beraubt, sich in eigener Sache zu Richtern aufwarfen, selbstherrlich dem Papst als einem depostierten Herrscher seine Stellung auf annektiertem Boden zuwiesen und umgrenzten, eigenmächtig durch ein einseitiges, nationales Gesetz ihm, einer internationalen, übernationalen Macht, als Gnadengeschenk, als Almosen die Möglichkeit zur Betätigung des obersten Lehr- und Hirtenamtes gewähren wollten. Nichts Positives, keine einzige Garantie bietet das Garantiegesetz dem Papst. Das perfide Gebilde ist voll absichtlicher Widersprüche und Zweideutigkeiten. Es ließ das Oberhaupt der Weltkirche nur im Genuß einiger Paläste, so daß ein italienischer Ministerpräsident, Marchese di Rudini, in öffentlicher Kammer Sitzung ausrufen konnte: „Der Papst ist in unserem Hause zu Gaste.“ So hat das Garantiegesetz den hl. Stuhl zum Insassen des italienischen Staates gemacht. Der Papst ist moralisch ein Gefangener der Revolution, deren Uebermacht am 20. Sept. 1870 die Ewige Stadt bezwang.

Erfreulicherweise sind beide Lager einander näher gekommen, das geht aus zahlreichen durch die Presse bekannt gewordenen Vorkommnissen hervor. Bezeichnend ist z. B. die Tatsache, daß Viktor Emanuel III., König von Italien, nach Assisi fuhr, in Santa Maria degli Angeli dem



hl. Meßopfer beizwohnte, dann zur Grabkirche des hl. Franziskus hinaufstieg, wo er vom Klerus mit königlichen Ehren empfangen wurde. Bedeutender noch ist der Besuch des Kardinals Merry del Val in Assisi durch bemerkenswerte Umstände. Am 4. Okt., wo zum 700. Male sich die Stunde jährte, da der seraphische Heilige in die ewige Glorie einging, erschien der frühere Staatssekretär Pius' X. als päpstlicher Legat mit glänzendem Gefolge, worunter zahlreiche, von ihm selbst eingeladene Pressevertreter, an der Grabstätte des Poverello. Die Regierung hatte in Rom einen Sonderzug mit Salonwagen bereitgestellt und dem Kardinallegaten einen hohen Beamten des Ministeriums des Innern attachiert, sowie militärische Ehren erweisen lassen. Auf allen Stationen der Durchfahrt standen ebenfalls bewaffnete Abteilungen zur Ehrung bereit und allenthalben brachte eine zahlreiche Volksmenge, die historische Bedeutung des Tages instinktiv fühlend, dem Purpurträger eine begeisterte Huldigung dar. In Assisi machte der Unterrichtsminister Tedele namens der Regierung dem die Person des Papstes vertretenden Kardinal seine Aufwartung mit einem Besuch von 20 Minuten und beteiligte sich an der glänzenden, eindrucksvollen Feier. Indem die Regierung durch ihn an der festlichen Veranstaltung teilnahm, wurden zum erstenmal seit 1870 die zwischen dem hl. Stuhl und den italienischen Machthabern bestehenden Schranken überschritten. Viele erblickten darin einen wirklichen Schritt zur Ausöhnung, zumal Kardinal Merry del Val in öffentlicher Rede des Werkes Mussolinis mit folgenden Worten gedachte: „Meine Dankesworte wenden sich auch an den, welcher die Leitung der Regierung Italiens in der Hand hat und mit klarer Auffassung der Wirklichkeit der Dinge gewollt hat und will, daß die Religion geachtet, geehrt und ausgeübt werde. Von Gott sichtbar beschützt, hat er es weise verstanden, die Lage der Nation zu heben und ihr Ansehen in der ganzen Welt zu stärken.“ Gegen diese Bewertung erhob freilich der Vorstand der Popolari-Partei Einspruch im Vatikan.

Daß es Mussolini mit der Rückkehr zum Katholizismus ernst war, braucht nicht bezweifelt zu werden. Seine Haltung beim Gottesdienst spricht für innere Ueberzeugung. Er weiß, daß ein geordneter Staat ohne die ewigen Gesetze Gottes auf die Dauer nicht existieren kann. Wenn er bestrebt ist, den moralischen Faktor der katholischen Idee zur Festigung seines Regimes auszunützen, so liegt theoretisch darin eine gewisse Gefahr, daß die Kirche den staatlichen Interessen dienstbar gemacht werden könnte, doch schließt die altbewährte Klugheit und Tatkraft der römischen Kurie diese Möglichkeit aus.

Manche hochgestellte italienische Katholiken erhoffen von einer nahen Zukunft eine gründliche Regelung der Beziehungen zwischen Italien und dem Vatikan. Kardinal La Fontaine, Patriarch von Venedig, nahm kürzlich bei einer kirchlichen Feier in Rovigo Anlaß, um inmitten des Regional-Episkopates der Regierung einen Wink zu geben. Er drückte die Erwartung aus, daß eine baldige Lösung der Römischen Frage gefunden werde, . . . daß die Leiter von Staat und Kirche sich auf eine



praktische Formel bezüglich ihres Verhältnisses bald einigen werden. — Auf Seite der Kirche fehlt es gewiß nicht an gutem Willen. Mit Rücksicht auf das hochwichtige Ziel scheint der Hl. Stuhl verschiedentlich zu Ausschreitungen faschistischer Draufgänger gegen geistliche Personen und katholische Institute geschwiegen zu haben.

Die Frage wird erst als gelöst zu betrachten sein, wenn dem Papst eine Stellung gesichert ist, welche seine Würde und die zur Erfüllung seiner Weltmission unerläßliche offensichtliche Freiheit und Unabhängigkeit gewährleistet, also seiner geistlichen Souveränität in der Welt entspricht. Seine ureigene Sache ist es, zu bestimmen, mit welchen Garantien das Oberhaupt der Kirche sich begnügen kann, denn von seiner hohen Warte aus ist er vor allem befähigt, die für das Heil der Kirche in Betracht kommenden Bedingungen nach allen Seiten zu beurteilen. Dringend notwendig ist ihm zweifellos ein unabhängiger Territorialbesitz.

## Aus dem Heiligen Lande.

### Jahresrundschau 1926.

Von P. Fr. Dunkel C. M., Jerusalem.

Das Jahr 1926 war für das Heilige Land nicht weniger ein Jahr außergewöhnlicher Wallfahrten, wie das verflossene „Heilige Jahr“ 1925. Unter den Pilgern war ebenfalls wieder eine stattliche Reihe von hohen Geistlichen, Bischöfen, Erzbischöfen und Kardinalen. Den Reigen des großen Völkerpilgerns zum Grabe des Welterlösers eröffneten 400 italienische Marinesoldaten zu Weihnachten 1925. Da der lateinische Patriarch Mons. Barlassina abwesend war (er befand sich in Rom), hielt der Weihbischof von Jerusalem, Mons. G. Rean, die Weihnachtsfeier in Bethlehem.

Den Italienern folgten Pilgerzüge aus allen Weltteilen und Nationen: Franzosen, Spanier, Tschechen, Oesterreicher, Deutsche, Engländer, Amerikaner aus Nord-, Süd- und Zentralamerika. Von hohen Geistlichen und kirchlichen Würdenträgern nennen wir nur die beiden italienischen Kardinalé Alessio Ascalesi, Erzbischof von Neapel, und Cardinal Laurenti, Präsekt der Religiösen; jeder kam mit einem größeren Pilgerzuge. Die außergewöhnliche Billigkeit dieser italienischen Wallfahrten, die von der Regierung begünstigt werden, bringt so seit einigen Jahren häufiger italienische Pilger nach dem Heiligen Lande. Italien sucht mit allen Kräften im Heiligen Lande festen Fuß zu fassen und seinen Einfluß zu stärken. Unter den Bischöfen nennen wir die hochwürdigsten Herren Augustin Blessing, apostolischer Vikar von Limon in Costarica, Zentralamerika, ein Württemberger aus der deutschen Provinz der Lazaristen, sowie Mons. Smets, Erzbischof und apostolischer Delegat von Persien, ein Holländer und früher vor dem Kriege Priester des lateinischen Patriarchates in Jerusalem.